

Internationale Sammler-Zeitung

Zentralblatt für Sammler, Liebhaber und Kunstfreunde

Herausgeber: Norbert Ehrlich

21. Jahrgang

Wien, 15. Februar 1929

Nr. 4

Ferdinand Schmutzer und die Radiertechnik.

Von Richard Gombrich (Wien).

Mit Ferdinand Schmutzer ist vor kurzem ein großer Radierer dahingegangen. Wehmütig haben seine zahlreichen Freunde die Nekrologe gelesen, wehmütig betrachten sie nunmehr die wertvollen Blätter des Künstlers, von dessen gottbegnadeter Hand noch so viel des Schönen zu erwarten war. Dem inneren Wesen seiner Kunst selbst steht aber das große Publikum, stehen sogar viele Kunstkenner und Sammler fremd gegenüber, der Reichtum des Ausdrucks wird bewundert, aber nicht erfaßt, die Farbigkeit des Schwarz-Weißen gelobt, doch nicht verstanden. Woher mag das kommen? Rührt es davon her, daß der Radierer seit jeher nicht gern von seiner Werkstatt spricht? Ist es die Kompliziertheit des Verfahrens, mehr geahnt als erkannt?

Als J. Roller vor genau vierzig Jahren, kurze Zeit bevor Schmutzers erste Arbeiten entstanden, sein kleines Büchlein über die Technik der Radierung erscheinen ließ, hielt er es jedenfalls für notwendig sich zu rechtfertigen. Dem lebhaften Interesse für diese Technik, meint er, sei durch unsere kunsttechnische Literatur nur in ganz unzulänglicher Weise Genüge geleistet worden; die etwa auftauchende Behauptung, eine eingehende Erörterung des diesbezüglichen Verfahrens sei ein Akt der Entweihung, wäre aber doch eine vollkommen irrige. Die Kunstgeschichte zeige durch viele Beispiele, daß jedem auf die Popularisierung der Kunsttechniken gerichteten Versuche nur immer eine erhöhte Wertschätzung ihrer Erzeugnisse folgte. Roller hat gewiß nicht unrecht, wenn er ein »besseres Verständnis der Aetzkunst und erhöhte Würdigung ihrer Werke anbahnen« will, aber solange dieses Verständnis nicht erreichbar ist, geht den Radierkünstlern die »Popularisierung« der Radiertechnik im Sinne der Verbreitung dilettantischer Ausübung doch gegen den — Strich. Beileibe also nicht aus Hochmut oder aus Brotneid, sondern weil die zweifellose Schwierigkeit, bei Kritik dieser Technik Spreu und Weizen zu trennen, die Mittelmäßigkeit ermutigt und damit den Kitsch züchtet. „Radiierung“ liest man und empfindet eine Achtung, über die man sich nicht recht Rechenschaft geben kann; »Originalradierung«, oh, da verwandelt sich die Achtung schon in Ehrfurcht, und Leute, die kein schlechtes Oelbild kaufen würden und die schönste Lithographie gering schätzen, bringen ein trostloses Werk der Aetzkunst nach

Hause im stolzen Glauben, etwas Besonderes erworben zu haben.

Anno dazumal war die Radierung fast ausschließlich Aetzkunst. Ursprünglich zur Nachahmung des Kupferstiches erfunden, hat sie sich durch Freiheit des Striches »von der Sklaverei und knechtigen Ordnung der Schnitte befreit, welche dem Grabstichel eigen ist, und seiner Arbeit eine Kälte gibt, die ihr Geist und Leben raubt« »in manchen Betracht sind die bloßen Kupferstecher nicht viel besser als bloße Mechaniker«, schreibt Güttele*) 1795 und fügt bei: »Die Erfindung der Aetzkunst ist beynahe noch wichtiger, als die Kunst, mit dem Grabstichel zu stechen. In der Zeit, da eine Tafel durch diese letztere Art fertig wird, kann man beynahe hundert geätzte Tafeln verfertigen. Dadurch wird also die Ausbreitung der Kunst sehr erleichtert. Und da jeder, der gut zeichnen kann, in kurzer Zeit die Aetzkunst vollkommen lernt, so sind die Maler selbst imstande, ihre Werke in Kupfer zu bringen, die dann unstreitig mehr von dem ursprünglichen Geiste und der Original-Vollkommenheit behalten, als wann sie von anderen ängstlich nachgemacht werden. . . .« Trotzdem hat es von der Erfindung der Radierung bis zur Entfaltung der Radiertechnik, der Emanzipation von der bloßen Strichmanier, über dreihundert und bis zur Erreichung des Höhepunktes, der Unbegrenztheit der Ausdrucksmittel — wie wir sie bei Schmutzer sehen — vierhundert Jahre gedauert. Die Entwicklung beschränkt sich aber nur auf die Technik der Zeichnung selbst. Die Vorbereitung der Platte ist bekanntlich heute kaum eine andere als ehemals. Der weiche Aetzgrund, der — in zahllosen Variationen — früher allgemein verwendet wurde, ist nur dem harten Firnis gewichen, bei Vernis mou (wie der Name besagt) natürlich ausgenommen; das Auftragen des Firnisses geschieht auch nicht mehr mit dem Ballen der Hand — die beim »Tappen durch die Hize leidet« oder bei der die Platte leidet, wenn die Hand »schwizend wird« — oder mit dem Tampon sondern mit Lederwalzen. Beim Aetzverfahren ist man auch durch Erfahrung klug geworden und die mannigfaltigen Mischungen sind zumeist dem sicher wirkenden Eisenchlorid gewichen. Zur Zeichnung

*) Johann Gottfried Güttele, Kunst in Kupfer zu stechen, zu Radiren und Aetzen . . . Ehemals durch Abraham Bosse etwas davon herausgegeben, jetzo aber ganz neu bearbeitet . . . Nürnberg u. Altdorf 1795.